

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Rhein, A. vom: Er will heiraten

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Den ersten Anstoß dazu — und das wissen wahrscheinlich die wenigsten unserer Leser — gab der berühmte Schreckensmann Billaud-Varennes. Die Zwölfzahl der Monate wurde zwar beibehalten (weil der Mond sich in seinem Laufe und seinen Phasen nicht von den Herren Mathematikern und Systematikern meistern läßt); aber ihre Namen wurden durchweg, und zwar gleichfalls von einem Blutmenschen Namens Fabre d'Églantine verändert und hießen jetzt, man muß gestehen, gar nicht ungeschickt: Vendémiaire (auf deutsch: Herbstmonat), Brumaire (Nebelmonat), Frimaire (Reismonat), Nivôse (Schneemonat), Pluviôse (Regenmonat), Ventôse (Windmonat), Germinal (Keimmonat), Floréal (Blustmonat), Prairial (etwa Heumonat), Messidor (Erntemonat), Thermidor (Hitzmonat), Fructidor (Obstmonat).

Auch die Wochentage wurden geändert und nicht nur im Namen, sondern (dem Decimalsystem zuliebe) auch in der Zahl; es gingen jetzt, statt sieben, deren zehn auf eine Woche, was zur weiteren Folge hatte, daß nun auch das Jahr nicht mehr zweiundfünfzig, sondern nur noch sechsunddreißig und eine Dreiviertelwoche enthielt.

Die Benennung geschah nach folgendem System: Man nahm die Reihenfolge der Tage 1, 2, 3, 4 u. s. w. und hängte jeder Zahl \* die Endung di (eine Abkürzung des lateinischen Wortes dies, was auf deutsch „Tag“ heißt) an, also *premi di, duodi, tridi, quartidi, quintidi, sextidi, septidi, octidi, nonidi, decidi*.

Des ferneren wurden mit unerbittlicher Folgerichtigkeit die Namen sämtlicher Heiligen aus dem Kalender ausgemerzt. Und zwar finden sich im offiziellen, noch vorhandenen republikanischen Kalender hierüber folgende Bestimmungen: „An die Stelle der Heiligen, männlichen und weiblichen Geschlechts, hat man die Namen der Haustiere, der hauptsächlichsten Erdprodukte, der Ackergeräte, der Pflanzen, Blumen, Früchte u. s. w. zu setzen und diese jedesmal dem Monat einzureihen, wo man sie erntet oder sich ihrer zur Ernte bedient.“

Und so geschah es. Diese Reform brachte es mitunter zu drolligen Effekten. Man muß hiebei wissen, daß jeder fünfte Wochentag — die Woche hieß jetzt *Decade*, d. h. *Zehnzahl* — regelmäßig nach einem Haustier benannt war, der zehnte nach einem Ackergerät, die übrigen nach einer Pflanze. Zum Beispiel im *Frimaire* (der mit dem 21. November begann und mit dem 20. Dezember endete, wie auch die übrigen Monate im letzten Drittel unserer heutigen anfangen) hatte die erste *Decade* (Woche) folgende Tagesnamen: I. Napunzel, II. Quitte, III. Cichorie, IV. Nispel, V. Schwein, VI. Wingert, VII. Blumenkohl, VIII. Pechtanne, IX. Wachholder, X. Schaufel. Die zweite Woche: I. Thuya, II. Rettich, III. Ceber, IV. Föhre, V. Wildsau, VI. Ginstel, VII. Cypresse, VIII. Spheu, IX. Birke, X. Karst. Die dritte: I. Horn, II. Heide-

Kraut, III. Schilf, IV. Sauerampfer, V. Grille, VI. Vogelbeerbaum, VII. Kork, VIII. Trüffel, IX. Olive, X. Harke. (Natürlich hatte der Monat jetzt nur noch drei Wochen.)

Das war nun allerdings ein wenig kindisch, gleichwohl nahmen es harmlose Seelen ernst und suchten sich in dem eigentümlichen Wortvorrat dieses Kalenders einen Taufnamen, wenn sie einen brauchten. Ich erinnere mich noch einer elsässischen Magd, welche bei meinen Großeltern diente und den präziösen Namen „Chélidoine“ — eine nicht sehr bekannte Pflanze, auf deutsch „Schöllkraut“ (so hieß schon ihre Mutter) — trug; es war dies der Name des 29. Tages im „Pluviôse“. Seither habe ich öfter irgend ein Individuum „Schwein“ nennen hören, nahm aber bisher immer an, daß dieses Wort figurlich gemeint sei und einen unflätigen Menschen bezeichne, während der Betreffende auf dem Civilstand mit einem anderen und appetitlicheren Namen im Register eingetragen sei; es wäre aber doch der Fall denkbar (wenn auch nicht gerade wahrscheinlich), daß ich jemand mit diesem Wahn unrecht gethan hätte und daß er wirklich mit besagtem Vornamen — aber nein! so roh wird doch kein Elternpaar je gewesen sein.

Der Bestand dieses republikanischen Kalenders ist, wie der Leser wissen wird, nur ein kurzer gewesen; mit anderen Schöpfungen der Republik ist er in ein frühes Grab gesunken.

## Er will heiraten.

Von A. vom Rhein.

Es war 2 Uhr nachmittags. Herr Francesco Pompenelli lehnte nachlässig in seinem Wiener Schaufelstuhl und blies in langen Intervallen den Rauch seiner echten Manilla in die Luft. Seine Mittel erlaubten ihm, ein feines Kraut zu rauchen, um so mehr als er von dem jogen. Genussmittel „Tabak“ einen nur bescheidenen Gebrauch machte.

Herr Pompenelli war augenscheinlich nicht guter Laune. Auf seiner sonst so heitern Stirne lagen heute düstere Falten und mechanisch bewegten sich hin und wieder seine Lippen.

„Es muß anders werden,“ murmelte er plötzlich vernehmbar und zog energisch an seiner Cigarre, dann stand er auf und nahm die Zeitung zur Hand.

Herr Francesco Pompenelli war ein Mann von etwa 52—53 Jahren, der aber noch so stattlich aussah, daß er bequem mit einem Bierziger in die Schranken treten konnte. Ein langer, wallender, wohlgepflegter Vollbart verlieh seinem Antlitz sowohl ein ehrwürdiges als auch ein männlich-energisches Aussehen, aber bei denjenigen, die das Vergnügen hatten, ihn näher zu kennen, zog auch dieses Attribut edler Männlichkeit nicht mehr. Seine Bekannten nahmen ihn und seine Ansichten längst nicht mehr ernst, und nur wegen seiner großen Kollektion vortrefflicher Schnäpfe und seiner guten Weine, die er manchmal in reichem Maße spendierte, mochten sie es nicht mit ihm verderben.

Herr Pompenelli entstammte einer italienischen

\*) für die man die lateinische Benennung wählte.

Familie, und wenn von dem sonnigen Lande jenseits der Alpen und dem herrlichen Neapel irgendwo gesprochen wurde, dann fühlte er sich ganz Italiener, obgleich seine Wiege im rauhen Norden gestanden hatte. Das hinderte natürlich nicht, daß sein Ururgroßvater ein echtes Kind des Südens gewesen war und daß auch Francesco noch etwas wie heißes italienisches Blut in seinen Adern zu verspüren meinte. Im allgemeinen war allerdings an unserem Helden irgendwelche Leidenschaftlichkeit nicht zu entdecken, man hätte im Gegenteil ihm eher den Vorwurf machen können, ein perfekter Phlegmatiker zu sein, eine Ansicht, die sein stattliches Embonpoint zu unterstützen schien.

Und in der That, Herr Pompenelli liebte die Bequemlichkeit und Ruhe und nichts war ihm mehr zuwider als geschäftsmäßige Eile und das Hasten unserer Zeit. Vor zehn Jahren allerdings war er noch weniger phlegmatisch gewesen. Damals war er noch Besitzer eines ausgedehnten Tapetengeschäftes, das er so geschickt zu leiten verstanden hatte, daß er sich mit 48 Jahren ins Privatleben zurückziehen konnte. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, sein Schäfchen ins Trockene gebracht. Eine Reihe flotter Geschäftsjahre hatte er vorzüglich auszunutzen verstanden, und als nach der Hausse unverkennbar eine Baisse zu nahen schien, schlug Francesco Pompenelli sein Geschäft rasch zu einem ansehnlichen Preis los und ließ andere sorgen und sich plagen.

Seitdem er Rentier war, verkehrte er nur noch in der besten Gesellschaft. Zu seinem Stammlokal hatte er eine im Nordwesten der Stadt gelegene Restauration aussersehen, in welcher, wie er wußte, Schriftsteller, Maler, Lehrer und andere bekannte Männer aus dem öffentlichen Leben regelmäßig verkehrten. Anfanglich hatte sich Pompenelli nur als stummer Zuschauer an dem Stammtisch jener Männer niedergelassen, als er aber mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit an demselben Plaze erschien und zudem meist der erste Gast zu sein pflegte, hielt man es für eine Pflicht des Anstandes, den ruhigen und augenscheinlich jovialen alten Herrn mit in das Gespräch zu ziehen. Bald war Herr Francesco, wie ihn die jüngeren Litteraten mit Vorliebe nannten, eine bekannte Persönlichkeit, die man um so lieber nahen sah, als Pompenelli die angenehme Gewohnheit hatte, beim Bierausraten stets zu verlieren. Aber auch diese lobend anerkannte Eigenschaft vermochte unsern Freund nicht vor Spott zu schützen, wenn er sich dann und wann beikommen ließ, eine politische Meinung zu äußern oder gar über gelehrte Dinge mit sprechen zu wollen. Die älteren und ruhigeren Herren des Stammtisches ehrten freilich das Alter des neuen Tischgenossen und gingen lächelnd über seine Behauptungen hinweg, aber die ungestüme Jugend machte ihm nicht selten Opposition und gar manchmal mußte Francesco Pompenelli hören: „Politik und Schnäpfe, Herr Francesco, sind grundverschiedene Dinge.“ Hier und da war es im Laufe der Zeit auch schon zu einem hitzigen Gedankenaustausch gekommen, namentlich dann, wenn unser Held nicht mehr daran zweifeln konnte, daß man sich über ihn lustig machte. Dafür war er empfindlich, eine Eigenschaft, die man auch bei

anderen Menschen, die durch geistige Fähigkeiten nicht eben glänzen, antreffen soll.

Erfreulicherweise löste sich aber allemal der Disput in schönste Harmonie auf, die bei einigen Dutzend Schnäpfen in Pompenellis Haus von neuem besiegelt ward.

Wenn er am Schlusse einer solchen Versöhnungsfeier, dank der freundlichen Wirkung des Alkohols, in eine etwas rührselige Stimmung geriet, wurde er unheimlich rebhelig und suchte seinen Gästen zu beweisen, daß die Politik das einfältigste Zeug von der Welt und es doch ohne Zweifel viel nützlicher sei, morgens einen Spaziergang durch die Hauptgeschäftsstraßen der Stadt zu machen und nach neuen Delikatessen Umschau zu halten, als langatmige Leitartikel oder gar Kammerverhandlungen zu lesen. „Wißt ihr, Kinder, wer meinen ganzen Beifall hat?“ rief er dann allemal schließlich aus. „Friedrich Bodenstedt, welcher sagt: die Politik verdirbt den Charakter.“ Freilich hätte er noch hinzusetzen müssen: und den Appetit.

Herr Pompenelli beschäftigte sich denn auch wenig mit politischen Tagesfragen, obwohl er eine große Zeitung — natürlich honoris causa — hielt, und nur wenn er vor Langeweile sich nicht mehr zu helfen wußte, streifte sein Blick auch einmal die Reichstagsverhandlungen. Desto eifriger las er aber dafür den vermischten Teil, in welchem die Zeitung gewissenhaft alle Mord-, Liebes-, Fälschungs-, Spiel- und andere Geschichten registrierte, insbesondere aber den Anzeigenteil, weil hier das Nützliche mit dem Angenehmen gepaart war.

Der Anzeigenteil seines Leibblattes hatte auch den Anstoß zu seinem Unmut gegeben, der heute auf seinem Gesichte lagerte. Herr Francesco hatte nämlich gestern „Wiener Appetitwürstchen“ annonciert gefunden und seine Tochter Magda, welche ihm seit dem vor zwei Jahren erfolgten Tode seiner Gattin die Wirtschaft führte, beauftragt, ihm diese heute zum Frühstück zu besorgen. Das hatte das junge Mädchen versäumt und schon dadurch bei dem Vater eine Mißstimmung hervorgerufen; als sie aber zum Mittagstisch noch zum Überfluß einen Kalbsbraten statt des gewünschten Kapuns vorsezte, da war es mit Herrn Pompenellis guter Laune total vorbei. Mit heftigen Vorwürfen hatte er Magda überschüttet und mit dem Vollgewicht seiner väterlichen Autorität erklärt, daß er der Herr im Hause sei und das Menu nach seinen Wünschen eingerichtet zu sehen verlange. Grollend hatte er vorzeitig die Tafel verlassen und sich in sein Privatzimmer zurückgezogen, wo wir ihn, eine echte Manilla rauchend, antrafen.

Herr Francesco hatte, wie schon bemerkt, die Zeitung zur Hand genommen.

Mit einem Blicke streifte er den politischen Teil des Blattes, etwas genauer fixierte er die vermischten Nachrichten, aber auch diese schienen ihn heute nicht zu interessieren. Er faltete daher die Zeitung wieder zusammen und begann die letzte Seite, die Anzeigen, zu studieren. Mit Kennermiene überflog er die zahlreichen Ankündigungen, wußte er doch ganz genau, wo für ihn etwas

zu finden war. Da — sein Auge ruhte auf einem Punkt — was war das?! Ein großes fettgedrucktes Inserat fesselte seine Aufmerksamkeit. Er las still vor sich hin:

Pst!

Ein muntres lust'ges Mägdelein  
Möcht' gar zu gern vermählet sein,  
Doch da es wohnet auf dem Land,  
Ist wenig Leuten sie bekannt.  
Zu alt ist ihr der Dorfpastor,  
Der gern zur Gattin sie erfor,  
Zu dumm ist ihr der Gutsverwalter,  
Der nebenbei auch so ein Alter,  
Drum fragt sie an durchs Zeitungsblatt,  
Ob's irgendwo 'nen Jüngling hat,  
Der gern ein Heim sich möchte gründen,  
Er könnt' mit ihr sein Glück schon finden.  
Er müßte stattdlich nur und sein,  
Daneben auch gebildet sein,  
Müßt' reiten über Feld und Au  
Alltäglich mit der jungen Frau  
Und müßt' am Abend musizieren  
Und seine Gattin divertieren.  
Ja, solch ein Mann wär' allemal  
Mein höchstes Lebensideal.  
Drum, Jünglinge, herbei, herbei,  
Daß meine Wahl getroffen sei.

Pompenellis Züge klärten sich auf. „Famos,“ brummte er, zog kräftig an seinem Kinnstengel und lehnte sich abermals gedankenvoll in seinen Stuhl zurück.

Wie geistesabwesend blickte er lange durch das Fenster. Endlich erhob er sich. „Es ist ein Fingerzeig des Schicksals,“ kam es über seine Lippen, „ich werde ihm folgen.“

Gemessenen Schrittes durchwanderte er mehrmals sein Zimmer, dann blieb er plötzlich vor dem Spiegel stehen. „Bin ich nicht noch ein Mann in den besten Jahren?“ sprach er halblaut. „Ich nehme es noch mit einem guten Bierziger auf, und es giebt junge Mädchen genug, die nach einer Partie, wie ich bin, alle zehn Finger ledern würden.“ Selbstzufrieden strich er über den wohlgepflegten Vollbart. „Ein bißchen grau angehaucht bin ich zwar,“ fuhr er in seinem Monolog fort, „allein das beseitigt rasch eine kleine Behandlung mit Nusskaff. In mein Haus gehört jedenfalls eine Frau. Das Weib versteht den Mann besser als die Tochter den Vater; die Frau kennt keinen höheren Wunsch als die Zufriedenheit des Gatten, während die Küken sehr oft klüger sein wollen als die Henne.“

Er durchmaß von neuem die Stube. „Ich habe den Arger jetzt satt und werde Magda zeigen, daß ich nicht gewillt bin, länger meine Wünsche unberücksichtigt zu sehen. Weshalb soll ich zudem meine Tage einsam verbringen? Ich kann eine Frau ernähren, und die beste Zeit meines Lebens hat ja kaum begonnen. Andere in meiner Lage hätten schon längst ein zweites Weib gesucht. Aber“ — sein Gesicht wurde wieder ernster — „was wird mein Kind dazu sagen? Wird es sich an die Stiefmutter gewöhnen können?“

Er hemmte seine Schritte und schaute nachdenklich in die Ferne. „Bah,“ erklärte er nach einigem Besinnen, „die Eltern sind nicht nur der Kinder wegen da,

und kein vernünftiger Mensch wird mir meinen Schritt verargen. Vorwärts, Francesco, ehe du ganz grau geworden bist!“

Er trat an den Tisch und nahm die Zeitung wieder zur Hand. „Ein Gedicht sollte auch mein Inserat sein,“ brummte er, „das erhöht den Reiz und zieht die Jugend an. Versuchen wir, einige Verse auf Papier zu werfen, so schwer kann das ja nicht sein.“

Er griff nach Bleifeder und Papier, ließ sich an dem inmitten der Stube stehenden großen ovalen Tisch nieder und schrieb:

Ein Mann . . . . .

Weiter kam er nicht; die holde Muse schien nicht seine besondere Freundin zu sein. „Das ist nichts,“ flüsterte Pompenelli und strich den „Mann“ mit so großem Eifer durch, daß das Papier in Fetzen ging. Aber noch gab er den Versuch nicht auf. Von neuem fuhr der Stift über den Bogen und man las:

Ein Herr von fünfzig Jahren —

Wieder stockte er und wieder vernichtete Herr Francesco die erste Zeile seines ersten Gedichtes. Seine Züge nahmen einen bekümmerten Ausdruck an und zum erstenmal in seinem Leben empfand er etwas wie Achtung vor den Leuten von der Feder, die er bis dahin im stillen immer als „Federfuchser“ und Menschen, die nicht gerne arbeiten, bezeichnet hatte.

Er stützte den Kopf in die Hand; seine Stirn zog sich in krause Falten, man sah, daß er sein Gehirn zu einer ungewohnten Thätigkeit zwingen wollte. Offenbar überlegte er diesmal reiflich, wie er sein Poëm beginnen sollte. Endlich schien er die Lösung gefunden zu haben; er schrieb rasch:

Ein Herr in besten Jahren,  
Reich und wohlverfahren,  
Mit schönem Bart und Haaren  
Möcht' es noch einmal wagen  
In 'n Ehehafen einzufahren . . .  
Ihr Mädchen, Frauen . . .

Zornig warf er die Bleifeder auf den Tisch. „Ich hätte nicht gedacht, daß es einem anständigen Menschen so sauer werden könnte, ein paar lumpige Verse zusammenzuschmieden,“ schimpfte er. „An einem Gedicht von dem Umfang desjenigen hier in der Zeitung könnte ich ja drei Tage verbrauchen, und das ist mir der Kram nicht wert. Schreiben wir also ruhig Prosa.“ Hastig griff er nach seinen Erstlingsversen, und ehe man sich's versehen, hatte er das Papier in tausend Stücke zerrissen.

„Eigentlich ziemt sich auch die Gedichtform gar nicht für einen gesehten Mann,“ beruhigte er sein erregtes Gemüt. „Das ist etwas für einen jungen Springinsfeld, aber nichts für Leute, die den Ernst des Lebens kennen. Ernst und vernünftig muß aber meine Frau auf jeden Fall sein.“

Herr Francesco Pompenelli langte nach einem Briefbogen sowie Tinte und Feder, und was ihm vorher absolut nicht gelingen wollte, hatte er nun bald in eine ihm zusagende Form gegossen. Als er den Kiel beiseite legte, las man:

Heirat.

Ein Herr in den besten Jahren, Rentner, Wit-

wer mit einem Kind, in guten Verhältnissen, stattliche Erscheinung, wünscht sich wieder zu verheiraten. Damen, denen ein erfahrener ruhiger Mann, welcher eine gesicherte Existenz bieten kann, lieber ist als Jugend und Schönheit, wollen ihre Offerten vertrauensvoll unter F. P. einsenden. Auf Vermögen wird nicht gesehen, wohl aber auf häuslichen Sinn, Tüchtigkeit und ein gutes liebevolles Herz.

Francesco Pompenelli überflog das Geschriebene, nickte befriedigt mit dem Kopfe, fügte noch einige Zeilen für die Expedition des Blattes hinzu und verschloß dann das Couvert. „So,“ sprach er gedehnt, „das wäre gemacht. Schreiben ist doch eine anstrengende und lästige Beschäftigung, und ich bin froh, daß die Geschichte zu Ende ist.“

Mit der Miene eines Mannes, der sein Brot im Schweiß seines Angesichts ist, vertauschte er seinen Sitz vor dem Tisch mit dem bequemen Schaukelstuhl, setzte seine Manilla, die bereits während der mißglückten dichterischen Versuche erloschen war, wieder in Brand, lehnte sich behäbig in den Sessel zurück und blickte ins Leere.

Seit den eben geschilderten Begebenheiten sind acht Tage verfloßen. Herr Francesco, welcher während dieser ganzen Zeit mit seiner Tochter Magda gergrollt hat, sitzt wiederum in seinem Zimmer. Vor ihm liegt ein großer Haufen Briefe. Es sind alles Offerten, die auf sein Heiratsgesuch eingelaufen sind. Alte und junge, vermögende und unvermögende, häßliche und hübsche Mädchen und Witwen haben sich in reicher Zahl gemeldet, so daß Pompenelli die Wahl außerordentlich schwer wird. Das erste Duzend Briefe hat er ganz sorgfältig gelesen, dann aber fängt die Sache an, ihn zu langweilen und er scheidet mit sicherem Blick zunächst alle alten Bewerberinnen aus. Nachdem diese Sonderung getroffen, legt er die Briefe jener beiseite, die vermögenslos sind. „Besser etwas mehr als weniger,“ brummt er; „ich habe ja genug Goldfische dabei. Soll ich ein Narr sein und diese nicht in erster Linie berücksichtigen?“

Herr Francesco sondert immer mehr ab und endlich bleiben nur noch vier Offerten als ernstlich in Frage kommend übrig. Davon sind zwei aus der Stadt selbst, und von diesen ist es wieder besonders eine, die sein Interesse erweckt. Der Brief lautet:

Sehr geehrter Herr!

Ich las Ihre Offerte in der hiesigen Zeitung und wäre wohl geneigt mit Ihnen in Verbindung zu treten. Ich zähle nicht ganz 30 Jahre, führe seit langer Zeit die Wirtschaft im elterlichen Hause und möchte glauben, daß ein nicht allzu anspruchsvoller Mann mit mir glücklich werden könnte. Ich bin die Tochter wohlhabender Leute und würde nach dem Tode meiner Eltern in den Besitz eines recht ansehnlichen Vermögens kommen. Sie werden vielleicht fragen, was ein also situiertes Mädchen veranlassen kann, nicht ruhig zu warten, bis sich ihm in seiner Häuslichkeit ein Freier naht, zumal die in Aussicht stehende

Mitgift ihre Anziehungskraft nicht versagen wird. Ich will Ihnen darauf eine ehrliche Antwort geben. Der Vater, obschon sonst ein herzensguter Mann, ist in seinen Wünschen und Entschließungen zu wankelmütig. Heute will er mich verheiraten, morgen mag er von keiner ehelichen Verbindung etwas wissen; jetzt ist er mit meiner Wirtschaftsführung sehr zufrieden, eine halbe Stunde später tadelt er mich aufs heftigste. Diese Wankelmütigkeit ist naturgemäß sehr häufig die Ursache zu unliebsamen häuslichen Szenen und diese wiederum lähmen meine Schaffensfreudigkeit und lassen jugendlichen Frohsinn nicht in mir aufkommen. Dabei bin ich mir bewußt, getreulich meine Kindespflicht bis heute erfüllt zu haben; nichts ist mir jemals für die Eltern zuviel gewesen, aber ich meine, auch ich hätte ein Recht, ein klein wenig an mich selbst zu denken. Das letztere thue ich heute, indem ich an Sie schreibe. Es ist in mir der Wunsch lebendig geworden, eine eigene Häuslichkeit zu besitzen, eine Stütze fürs Leben zu haben, zu wissen, wo ich das Haupt hinlegen darf, wenn beide Eltern heimgegangen sein werden.

Dann aber noch eines. Sie sind Witwer und haben ein Kind, und gerade das Kleine ist es, was mich auch zu Ihnen hinzieht. Nichts liebe ich mehr als die unschuldsvolle Jugend, zu den Kindern fühle ich mich mit allen Fasern meines Herzens hingezogen, und da — gestatten Sie, daß ich diesen Punkt streife — der Himmel mir eigene Kinder versagen könnte, so fände ich bei Ihnen ein kleines Wesen, auf das ich die Liebe einer Mutter zu übertragen vermöchte. Ich verspreche Ihnen, daß ich Ihr Kind schützen und schirmen werde wie meinen Augapfel, daß es nie den Verlust der rechten Mutter empfinden soll.

Wollen Sie es mit einem Mädchen von solcher Denkart, das zudem den Ernst des Lebens kennen gelernt hat und weiß, was es heißt, die Pflichten einer Gattin und Mutter zu übernehmen, versuchen, so bitte ich um kurzen postlagernden Bescheid unter meinem unterzeichneten Vornamen. Daß ich zunächst weder Adresse noch Familiennamen nenne, werden Sie als erfahrener Mann begreiflich finden.

Hochachtungsvoll  
Pauline.

„Hm,“ sprach Francesco Pompenelli halbblau vor sich hin, „das scheint ganz ein Mädchen zu sein, wie ich es brauche, mit einer solchen Mutter würde sich ohne Zweifel auch Magda gut vertragen. Freilich würde das kein mütterliches, sondern ein mehr freundschaftliches Verhältnis sein. Magda ist ja auch — na, wie alt ist sie denn gleich,“ knurrte Herr Francesco und fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um sein Gedächtnis aufzufrischen, „dreißig muß meine Tochter nächstens werden, es wären also gleichaltrige Leutchen und die pflegen sich ja stets am besten zu verstehen und zu vertragen.“

Der Eigentümer des Zimmers erhob sich langsam von seinem Stuhl und trat an das Fenster. „Nekt-würdig,“ begann er sein Selbstgespräch von neuem,

„daß das Mädchen von seiner Mutter nichts schreibt; man könnte fast meinen, es lebe unter ähnlichen Verhältnissen wie Magda. Aber freilich, ich lasse meinem Kinde in jeder Beziehung freie Hand, und häusliche Szenen, die giebt es bei mir schon lange nicht. Dafür ist Francesco Pompenelli viel zu gemütlich und ruhebedürftig.“

Er trommelte mit der Rechten leise an den Fensterscheiben und begann dazu ein Liedchen zu summen. Das war in den letzten acht Tagen nicht mehr vorgekommen, vielmehr hatte er während dieser ganzen Zeit ein Gesicht gemacht wie ein Bauer, dem der Weizen verhagelt ist. Heute war Herr Francesco augenscheinlich in bester Laune. Er sah sich schon ganz als neugeborenen Ehemann, und daß er in dieser vorrigen Stimmung an seine eigenen Schwächen und Fehler nicht dachte, versteht sich von selbst.

Lächelnd kehrte er auf seinen Platz am Tisch zurück, holte Feder und Papier herbei und setzte sich in Positur, um das begonnene Heiratsunternehmen zu einem möglichst glücklichen Ende zu führen.

Mit zierlichen Buchstaben schrieb er:

Mein verehrtes Fräulein!

Unter den zahlreichen an mich gelangten Offerten gefällt mir Ihre ungemein gut und zwar nicht etwa deshalb, weil Sie früher oder später einmal eine sogenannte gute Partie sein werden, sondern weil Sie ein Herz haben. Ich brauche eine Frau, die mich versteht und nicht nur an sich denkt, die gleich mir auch für andere fühlt, die Mitmenschen liebt, — mit einem Wort das Herz auf dem rechten Fleck hat. Das glaube ich bei Ihnen zu finden. Ihre Worte über die unschuldsvolle Jugend haben mich gerührt, denn auch ich — ja mein wertes Fräulein, ich darf es wohl sagen, bin ein Gemütsmensch. Wir scheinen somit vortrefflich füreinander zu passen, und damit wir schnell dem beiderseitig gewünschten Ziel näher rücken, schlage ich Ihnen statt des beschwerlichen Briefwechsels eine persönliche Begegnung und mündliche Aussprache vor. Zu diesem Zwecke erlaube ich mir Sie zu bitten, sich morgen nachmittag 5 Uhr in der Promenade, am sogenannten Seuzerpavillon, einzufinden zu wollen.

Als Erkennungszeichen werde ich eine Theerose in der Rechten tragen, während ich Ihnen empfehlen möchte, ein weißes Taschentuch elegant-nachlässig in der Linken flattern zu lassen.

Mit den herzlichsten Grüßen bin ich, mein verehrtes Fräulein,

Ihr

Sie jetzt schon verehrender  
Amandus.

Mit zufriedenerm Blick überflog Herr Francesco dieses neueste Produkt seines Geistes. Fein säuberlich faltete er dann den Bogen zusammen, steckte ihn in ein besonders starkes Couvert, verschloß es aufs sorgfältigste und schrieb mit kräftigen Zügen die Adresse darauf.

Eine Viertelstunde später verließ er das Haus. Auf seinem Gesicht lag ein sonnig-heiteres Lächeln, sein stattlicher Vollbart war diesmal ganz besonders ge-

pflügt und die Enden seines Schnurrbartes waren so leck-unternehmend gedreht, daß sie zwei Stricknadeln ähnlicher sahen denn Haaren. Spottsüchtige Menschen wollten behaupten, der ehrwürdige Herr Francesco Pompenelli habe an jenem Tage einem alten verliebten Kater so ähnlich gesehen wie ein Ei dem andern.

Aber was genierte Herrn Francesco heute die Welt. Die Menschen, die ihm begegneten, waren für ihn Luft; er sah weder ihr Lächeln noch ihre ernsten Mienen, seine Gedanken schweiften hinüber zum Seuzerpavillon, wo schon so mancher Bund fürs Leben besiegelt worden war und wo auch er morgen den Grundstein zu einem neuen Glück, einer gemütlichen Häuslichkeit zu legen hoffte.

Sinnend schritt er dahin. Vor dem Hauptpostgebäude machte er Halt, entnahm vorsichtig den Brief der Brusttasche seines Gehrockes und verpackte ihn eigenhändig in den gewaltigen Briefkasten, nicht ohne sich gewissenhaft zu überzeugen, daß seine Liebesbotschaft sicher den Boden des Behälters erreicht hatte und damit unberufenen Händen entrückt war.

Nachdem er diese difficile Aufgabe erfüllt hatte, wandte er sich dem Nordosten der Stadt zu, um den gewohnten Stammtisch aufzusuchen.

Herr Francesco war der erste am Platze, aber niemals, seitdem er das Lokal mit seinem Besuche besuchte, war ihm bis zum Eintreffen der andern Tischgenossen die Zeit so lang geworden wie heute. Erleichtert atmete unser Held auf, als kurz nach 6 Uhr der jugendliche Maler Leichtfuß in den Saal trat und alsbald neben ihm Platz nahm. „Willkommen, willkommen, Herr Leichtfuß,“ rief Francesco Pompenelli dem jungen Künstler zu und reichte ihm die Hand. „Gottlob, daß man endlich eine bekannte Seele sieht, es wachsen einem ja Hörner, wenn man hier so allein sitzt.“

„Glaub’ schon, Herr Francesco,“ lächelte der Maler, „dazu ist ja gar nicht viel nötig. Lassen wir ruhig die Hörner wachsen und trinken wir unterdessen fleißig Bier. Was meinen Sie dazu, wenn wir rasch ein paar Seidel ausknobelten?“

Zwei Minuten später rollten die Würfel so lustig auf dem Tisch, als wenn man in einer Studentenkneipe gewesen wäre. Herr Francesco verlor, aber er verlor mit lachendem Gesicht. Er war so vergnügt, daß man hätte glauben können, es gäbe keine größere Freude, als für andere Leute Bier zu bezahlen.

Francesco Pompenellis heitere Stimmung nahm von Minute zu Minute zu und erreichte ihren Höhepunkt, als die ganze bekannte Tafelrunde beisammen war, ein Kesseltreiben um zwanzig Schoppen veranstaltet wurde und gute und schlechte Scherze wie sprühende Funken hin und her flogen.

Herr Pompenelli war von geradezu ausgelassener Heiterkeit, und erst als der letzte Stammtischgast das Lokal verließ, schlich auch er in bierfelliger Stimmung heim.

\* \* \*

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Herr Pompenelli sich andern Tages von seinem Lager erhob. Ganz klar im Kopfe war ihm nicht und es beschlich ihn

ein Gefühl der Reue darüber, daß er angeführt der Wichtigkeit des Tages sich gestern nicht zeitiger zur Ruhe begeben hatte.

Der Traumgott hatte ihm die tollsten Dinge vorgegaukelt. Einmal sah er sich beim Hochzeitsfest im Kreise zahlreicher Freunde, dann wieder als glücklichen Ehemann im stillen trauten Heim, dann bei der Verlobungsfeier, endlich als abgeblühter Freier, hinter dem eine Horde kleiner Teufel schadensfroh dreingrinste. Das letztere Bild war in seinem Gedächtnis haften geblieben und verdarb ihm ein wenig die Morgenlaune, allein unser Held pflegte nicht lange über Traumdeutungen und andere Probleme nachzugrübeln, und ehe eine Stunde verflossen war, hatte er längst jegliche unangenehme Empfindung überwunden.

Zeitiger denn sonst kam Herr Francesco heute zu Tische und mit sichtlich Befriedigung nahm er wahr, daß Magda sich diesmal ordentlich gesputet und bereits auf ihn gewartet hatte. Die Mahlzeit war bald beendet und der Hausherr zog sich in gewohnter Weise in sein Zimmer zurück. Die übliche Siesta, sonst eine Lebensfrage für Herrn Pompenelli, fiel indes heute aus; zum Mittagsschlafchen fehlte ihm die Ruhe.

Um 3 Uhr begann er die Vorbereitungen für seine Toilette zu treffen. Zunächst wurden Bart- und Haupthaar einer gründlichen Verdunkelung unterzogen, dann der Cylinder aufs sorgfältigste gebürstet und blendend weiße Wäsche sowie der beste schwarze Anzug herbeigeht.

Vom Dome schlug es vier, als Francesco Pompenelli die Hausthür hinter sich ins Schloß zog.

Er sah wirklich recht stattlich aus, man konnte ihn sogar einen schönen Mann nennen. Siegesgewiß schritt er daher und seine Augen schienen zu sagen: „heute gilt es, aber ich bin meiner Sache sicher. Ein Mann, wie ich, bekommt keinen Korb.“

An der nächsten Straßenecke bog Herr Francesco links ab und lenkte gleich darauf in die Promenade ein, in der sich um diese Zeit die ganze seine Welt zu ergeben pflegte.

Als er fünf Minuten später bei einer Blumenverkäuferin stehen blieb, um eine Theerose zu kaufen, öffnete sich die Thüre seines Hauses abermals, ein junges, dichtverschleiertes Mädchen blickte sich scheu nach allen Seiten um und eilte dann rasch vorwärts. —

Herr Pompenelli erfreute sich vortrefflicher Nerven, aber auch sein Herz klopfte heute schneller.

Eine Viertelstunde vor der angegebenen Zeit war er bereits am Seufzerpavillon angelangt und hielt vorsichtig nach allen Seiten hin Ausschau. Aber noch war keine Spur von einer jungen Dame mit flatterndem Taschentuch zu sehen. Seine angebetete Pauline war augenscheinlich ein Muster von Pünktlichkeit, eine Tugend, welche ganz besonders bei Hausfrauen von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Die Theerose sorglich in der Rechten haltend, promenierte Francesco Pompenelli gemächlich an den den Seufzerpavillon umschließenden Boskett auf und ab. Von Zeit zu Zeit zog er seinen Chronometer. Eine nervöse Unruhe schien sich seiner bemächtigt zu haben.

Jetzt schlug es in langgedehnten Schlägen fünf, die ersehnte Stunde war gekommen. Herr Francesco richtete durchdringend den Blick in die Ferne, aber immer noch war nichts zu entdecken. Unwillig und schon fürchtend, vergeblich gekommen zu sein, drehte er sich um, da — ein freudiger Schreck überlief ihn — sah er ein elegant gekleidetes, verschleiertes Fräulein, ein weißes Taschentuch in der Linken haltend, auf den Pavillon zuschreiten.

Das Blut schoß schneller durch Herrn Pompenellis Adern, er verdoppelte seine Schritte und schon sah er sich im Geiste zu den Füßen seiner Zukünftigen, als das rasch auf ihn zukommende junge Mädchen plötzlich Kehrt machte und mit einem schrillen Aufschrei, wie von Furien gepeitscht, davonsob.

Einen Moment stand der Theeroseenträger wie versteinert, dann aber machte er sich hurtig an die Verfolgung der spröden Schönen. Allein diese war weit behender als er. Bereits hatte sie eine Biegung in der Promenade erreicht und drohte seinen Blicken zu entschwenden, als eine Droschke daherkam.

Rascher, als man es ihm zugetraut haben würde, warf sich Herr Francesco in das Gefährt und fuhr hinter dem Flüchtling drein.

Bald hatte er ihn eingeholt. „Langsam,“ rief er dem Kutscher zu, als der Wagen nur noch höchstens zwanzig Schritte von dem Mädchen entfernt war.

„Ich will die junge Dame dort im Auge behalten, aber nicht einholen. Wo sie wohnt, möchte ich erfahren.“

Der Kutscher zog die Zügel an.

Francesco Pompenelli wandte keinen Blick von dem hastig vorwärts schreitenden Mädchen, das ihm mit jeder Minute bekannter vorkam. Figur, Kleid, alles glaubte er schon irgendwo gesehen zu haben, aber er konnte sich auch täuschen, jedenfalls konnten nur die Gesichtszüge darüber sichern Aufschluß geben, und diese hatte die junge Dame dicht verschleiert.

Jetzt bog sie um die Straßenecke, jetzt — Herr Pompenelli traute seinen Augen kaum — machte sie vor seinem Hause Halt, jetzt trat sie in den Vorgarten — jetzt —

„Kutscher, fahren Sie zu,“ mahnte er und eine Minute später hatte er seine Hausthüre erreicht.

„Mag — da, du — bist — es?“ Mehr brachte Herr Francesco nicht über die Lippen, als er sein vor Aufregung zitterndes Kind an der Hausthüre einholte und erkannte, wem er Herz und Hand angetragen hatte.

Magda erwiderte keine Silbe. Stumm schritt sie neben dem Vater ins Haus und stumm ging jedes in sein Zimmer. —

Als die gewohnte Lebensweise am Abend Vater und Tochter wieder zusammenführte, nahm ersterer das Gespräch auf. „Magda, weshalb willst du fort von mir?“

„Du weißt es ja, Vater,“ erwiderte das junge Mädchen verlegen.

„Behandle ich dich denn ungerecht?“

„Manchmal ja, aber das habe ich in meinem Brief

nicht gesagt. Ich schrieb nichts, was ich nicht verantworten könnte."

"Wie kannst du es aber wagen, auf Heiratsgesuche zu schreiben?"

"Das ist mein Recht, denn ich beginne das Leben erst, du aber, Vater, du, du wolltest mir eine Stiefmutter . . ." Sie brach in Schluchzen aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. "Armes Mütterchen, du bist vergessen," presste sie unter Thränen hervor.

Herr Francesco blickte schweigend vor sich hin. Die Erinnerung an seine heimgegangene Gattin machte ihm die Augen feucht und mit weicher Stimme sprach er: "Magda, mein einziges geliebtes Kind, einmal habe ich auf kurze Zeit die Mutter vergessen, aber es wird nicht wieder geschehen. Meine Strafe für diese Vergeßlichkeit soll sein, daß ich dich einem Manne deiner Wahl abtrete. Wähle und werde glücklich! Mich, den Vater, aber nimmst du bei dir auf, dann wird auch die Mutter deinen Bund segnen. Werde als Frau so, wie du es im Briefe schildertest, und das Glück wird dein Begleiter sein. Bis du aber einen Mann nach deinem Herzen gefunden hast, lasse uns getreulich zusammenhalten, lasse uns Vertrauen zu einander haben."

"Vater," schluchzte Magda und umschlang des Sprechers Hals, "wir trennen uns lebend nie, was auch immer geschehen mag. Das Rendezvous erspart mir eine Stiefmutter und dir vielleicht Kummer und Leid."

"Dem Rendezvous muß eine Hochzeit folgen," versicherte Pompenelli, "aber nicht meine, sondern deine, mein Kind, soll es sein."

### Der Sträfling von Monaco.

Der geneigte Leser weiß, was Monaco ist und was dort, zur Schande unseres Jahrhundertis, getrieben wird — eine Spielhölle, das heißt, eine staatlich eingerichtete Brutstätte für das Selbstmördertum. Gewöhnlichen Sterblichen, welche Mordgelüste hegen und solche in Thaten umsetzen, legt man das Handwerk und setzt sie hinter Schloß und Riegel (wenn man nicht vorzieht, den Mord mit dem Tod zu vergelten), den Fürsten von Monaco aber läßt man gewähren, und mehr als das: man läßt ihn aus seinem Handwerk jahraus, jahrein Blutgeld ziehen, das, nach dem Silber- und Goldwert abgeschätzt, schwerer wiegt als das höchste Einkommen, dessen sich ein ehrlicher Arbeiter, sei er mit der Hand oder mit dem Geiste thätig, berühmen kann. Der Fürst von Monaco bezieht ein wahrhaft "fürstliches" Einkommen, — daß es in der Hölle geprägt ist, hat ihn bis jetzt noch nicht geniert. Vor etwa zwei Jahren verlautete gerüchtweise, die Anarchisten hätten gedroht, unter anderem die Spielhölle zu Monaco in die Luft zu sprengen. Diese Nachricht wurde mit gemischten Gefühlen vernommen. Denn es ist ja ein empörender Frevel gegen Eigentum und Sicherheit, eine wahrhaft teuflische Bosheit, den Sprengstoff zu solchem Zwecke zu benutzen, — und doch erlitt das Gefühl des Abscheus einen kleinen Dämpfer bei dem Gedanken,

welches besondere Ziel die Dynamithelden sich dieses Mal gesteckt hatten. Es sind wohl wenige außerhalb des Kreises und der Umgebung Seiner fürstlichen Durchlaucht von Monaco, denen nicht der Gedanke durchs Hirn gefahren wäre: Wenn eine Verbrecherbande von ihren verruchten Gelüsten nicht lassen kann, wenn, nach ihrer Ansicht, durchaus "geknallt" sein muß, so ist (— diese Theorie auf Monaco angewandt —) doch wenigstens das Gute dabei, daß — etcetera. (Unsere Leser wissen, was sie hinter dem Gedankenstrich im Geiste noch hinzuzusetzen haben.)

Wir gedenken keineswegs, die Anarchistenfrage hierorts weiter zu spinnen, bloß wollen und müssen wir — um unserer Geschichte willen — beifügen, daß zur Zeit, als jenes Gerücht auftauchte, auch die Frage: Todesstrafe oder nicht? durch Kadachol und seine Genossen unseligen Andenkens wieder in Fluß geraten war. Und bei diesem Zusammentreffen jener Frage mit Monaco hat sich in uns wie durch elektrische Kraft ein Erinnerungspunkte gebildet, der sofort zur Flamme aufschlug, und die Flammenschrift sagte: Wie sanft würde die Frage der Todesstrafe sich lösen, wenn es überall auf der Welt so zuginge wie in Monaco, nicht zwar am Spieltisch, nein, sondern im Räderwerk der dortigen Regierungsmaschine! Damit verhält es sich wie folgt; ehe es aber folgt, müssen wir den geneigten Leser erjuchen, fürs erste sich um einige Jahre — es mögen deren sechs oder auch sieben sein — zurückzusetzen und zweitens die Geschichte, die er zu hören bekommen wird, nicht etwa für ein Nebelbild der Phantastie zu halten; sie ist vollständig wahr und vom Berichterstatter, dem wir sie verdanken, an Ort und Stelle aufgezeichnet und nachgeprüft worden.

Bekanntlich hat das Fürstentum Monaco die Ehre — es ist, beiläufig gesagt, die einzige —, der kleinste von einem persönlichen Souverän regierte Staat der Erde zu sein. Der einzige — sagten wir; er hat zwar auch, wie wir oben gesehen, seine einzige Hölle, aber das ist doch keine besondere Ehre. Sein Umfang ist der eines ordentlichen Fleckens. Sein Fürst und Landesvater herrscht, nach jeder Richtung hin, unumschränkt. Er hält eine Artillerie, sogar mit etwelchen gezogenen Kanonen, gönnt sich auch eine Hofetikette, welche der des weiland vierzehnten Ludwig in nichts nachgiebt, und übt daneben die weitherzigste Toleranz gegen die — ärgsten Laster der Menschheit, weil von diesen Lastern er und seine Gemahlin, die Minister, die Armee, der Beamtentroß und schließlich sämtliche Unterthanen Seiner Durchlauchtigkeit leben.

Diese Durchlauchtigkeit muß sich wahrhaft glücklich fühlen. Sie ist zum ersten friedlich gesinnt — und das ist schon etwas, ist sogar in unserem kriegesnahenden und kanonendonnernden Jahrhundert sehr viel! Man weiß ja, wie viel von der Friedensliebe der Fürsten abhängt, und also kann ein Friedensfürst wie der von Monaco den Nachbarstaaten nicht gleichgültig sein. Befagter Fürst herrscht aber auch zweitens über ein glückliches Volk, das die Schwere des fürstlichen Scepters kaum empfindet neben der Freude, daß Dero Gnaden dem aus der Spielhölle gespeisten Silber- und